

Manfred Kittel

Vom schwierigen Erinnern an den historischen deutschen Osten

Siegfried Lenz und sein Roman „Heimatismuseum“ (1978)

*Die literarisch wertvollsten Provinzen sind die verlorenen Provinzen.
(Eugen Roth)*

Im Herbst 1978, acht Jahre nachdem er Bundeskanzler Willy Brandt zur Unterzeichnung des Warschauer Vertrags in die polnische Hauptstadt begleitet hatte, veröffentlichte Siegfried Lenz seinen Roman „Heimatismuseum“. Dem masurischen Süden des versunkenen Ostpreußen setzte er hier ein literarisches Denkmal, dessen farbige Genreszenen altost-deutschen Landlebens wirken, als ob ein Pieter Breughel sie gemalt hätte. Der materielle Anspruch auf die Heimat, mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze 1970 faktisch aufgegeben, solle einem „immateriellen Erinnerungsanspruch“ Platz machen¹, so plädierte der Schriftsteller, der nach seiner Warschau-Reise viele Briefe von vertriebenen Ostpreußen bekommen hatte:

„Die Erbitterung meiner Landsleute und ihre Resignation, die die Post mir auf schwarz-umrandeten Briefen brachte, habe ich mir immer wieder zu erklären versucht. [...] Es gibt viele, die ein Recht haben auf ihren Schmerz über das Verlorene. Ich respektiere diesen Schmerz. Und ich achte die Leiden, die viele meiner Landsleute während der Flucht auf sich nehmen mußten. Aber [...] wir haben uns auch der Leiden zu erinnern, die wir anderen zufügten“. Beides, das Verständnis für den Schmerz der deutschen Heimatvertriebenen wie das eindringliche Erinnern daran, „wie alles begann“, als „ein Fünftel der polnischen Bevölkerung [...] durch Deutsche ermordet“ wurde², durchzieht den Roman von Lenz.

Der Verfasser

Der spätere Schriftsteller wurde 1926 in der einst vom Deutschen Orden gegründeten Kleinstadt Lyck im äußersten Südosten Masurens geboren. Im „Dritten Reich“ kam er als 10-Jähriger zum Deutschen Jungvolk, der Nachwuchsorganisation der Hitler-Jugend, und „durfte mit Tausenden von Pimpfen Spalier stehen, als es Leute namens Hitler oder Koch³ oder Goebbels in die Hauptstadt und Perle Masurens verschlug“⁴. Im Alter von zwölf Jahren verließ Lenz aber bereits das Realgymnasium am Wasserturm in Lyck – die Ehe seiner Eltern war in die Brüche gegangen – und kam ins Internat, unter anderem an eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt in der Nähe von Posen⁵. Nach dem Abitur 1943 wurde der

¹ Kulturpolitische Korrespondenz, Nr. 357, 5. 12. 1978, S. 7–10: „Mein Buch ist ein geschriebenes Heimatismuseum“ (zit. nach Wolfgang Schweiß, *Flucht, Vertreibung und verlorene Heimat im früheren Ostdeutschland. Beispiele literarischer Bearbeitung*, Frankfurt a. M. 1996, S. 217).

² Hans Wagener, Siegfried Lenz, München ⁴1985, S. 14.

³ Der Rheinländer Erich Koch war von 1928 bis 1945 Gauleiter der NSDAP in Ostpreußen.

⁴ Winfried Baßmann, Siegfried Lenz. Sein Werk als Beispiel für Weg und Standort der Literatur in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn ²1978, S. 11.

⁵ Erich Maletzke, Siegfried Lenz. Eine biographische Annäherung, Springe 2006, S. 12f.; Ostpreußenblatt, Nr. 40, 7. 10. 1978, S. 11.

erst 17-jährige Siegfried umgehend zur Marine des Großdeutschen Reiches einberufen, begann aber, am Sinn dieses Krieges zu zweifeln, desertierte und überlebte die NS-Zeit versteckt in dänischen Wäldern. Das Schicksal von Flucht und Vertreibung erfuhr Lenz also nicht in seiner ostpreußischen Heimat, die er schon als Jugendlicher verlassen hatte. So wurde ihm Masuren nach dem Krieg zum „exotische[n] Land der Kindheit“, das „wie ein Märchen“ aus „Träume[n] und Erzählungen“ in seiner Erinnerung fortlebte⁶.

Auf Studium und journalistische Tätigkeit in der neuen Heimat Hamburg folgte 1951 das Debüt als Schriftsteller mit dem bereits viel beachteten Roman „Es waren Habichte in der Luft“. Unter dem Einfluss Dostojewskis, Faulkners und Hemingways beschäftigte Lenz sich in ihm mit der Existenz des Bösen in der Welt und mit dem Problem der Schuld als Bestandteil der *conditio humana*. Den Durchbruch schaffte der Schriftsteller einige Jahre später mit einer „Liebeserklärung an seine Heimat Masuren“. Unter dem Titel „So zärtlich war Suleyken“ versammelte Lenz 1955 in dem Bändchen zwanzig „liebenswerte Stücke, kleine literarische Kostbarkeiten“⁷, deren köstlicher Humor sich „gleichermaßen durch absichtsvoll eingesetzte Wortkombinationen und Eigenheiten des ostpreußischen Dialekts sowohl bei den Erzählgestalten als auch beim Erzähler selbst“ entwickelt⁸. Das nicht etwa auf kritisches Denken, sondern auf die Lachmuskeln abzielende, ganz unpolitische Buch über fiktive Orte wie Suleyken oder Schissomir erreichte eine Auflage von weit über einer Million. Für die Heimatvertriebenen, die Mitte der 1950er Jahre von einer vollständigen Integration in der Bundesrepublik noch weit entfernt waren, schien das Buch gleichsam als „Gegenentwurf zur immer noch bedrückenden Nähe des Vertreibungserlebnisses“⁹ zu signalisieren: Humor ist, wenn man trotzdem lacht.

Lenz erwog unter dem Eindruck seines Erfolges bereits gleich im Anschluss an die Suleyken-Erzählungen, einen großen Masuren-Roman zu schreiben. Die Pläne wurden jedoch vertagt, weil es dem Schriftsteller noch an der notwendigen persönlichen Distanz zum Thema Ostpreußen zu fehlen schien und er „Angst davor“ bekam, dass der Roman „zur reinen Idylle geraten“ könnte¹⁰. Der Prozess der inneren Befreiung zu seinem „Heimatsmuseum“ verlief in Etappen über mehrere Jahrzehnte. Dazu gehörte literarisch die kleine Erzählung „Schwierige Trauer“ (1960), wo der Bürgermeister einer „alten Grenzstadt im Osten“ mit Namen Luknow am Ende des Zweiten Weltkrieges angesichts der heranrückenden Roten Armee die Rettung des Stadtarchivs für wichtiger hält als das Leben der ihm anvertrauten Bevölkerung¹¹. In den folgenden Jahren kam Lenz' Engagement für die neue Ostpolitik hinzu, aber ebenso die weitere eindringliche Beschäftigung mit dem Problem der deutschen Schuld am Nationalsozialismus in seinem Roman „Deutschstunde“. Denn kein Zweifel: Die Ereignisse der NS-Zeit hatten bei dem ehemaligen Napola-Schüler Lenz unauslöschliche Eindrücke hinterlassen, die ihn Zeit seines literarischen Schaffens beschäftigten.

⁶ So Lenz 1978 im Gespräch mit der polnischen Zeitschrift „Polityka“, zit. nach Schneiß, Flucht, S. 216f.

⁷ Herbert Ahl, Literarische Portraits, München 1962, S. 36.

⁸ Baßmann, Siegfried Lenz, S. 21.

⁹ Louis Ferdinand Helbig, Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit, Wiesbaden 21989, S. 128.

¹⁰ Die Welt, 26. 8. 1978 (Geistige Welt), S. V; vgl. auch Schneiß, Flucht, S. 216.

¹¹ Der Sohn des Bürgermeisters hält auf dessen Beerdigung eine Grabrede, aus der die Erzählung besteht. Im Unterschied zum antiken Vorbild der *laudatio funebris* umfasst sie allerdings bitterste Vorwürfe. Vgl. Björn Schaal, Jenseits von Oder und Lethe. Flucht, Vertreibung und Heimatverlust in Erzähltexten nach 1945 (Günter Grass – Siegfried Lenz – Christa Wolf), Trier 2006, S. 112f.

Mit der „Deutschstunde“ war Lenz wie schon bei den Suleyker Geschichten Autoren-glück beschieden: Der kritische Roman zur Bewältigung der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik erschien pünktlich im Herbst 1968, auf einem Höhepunkt der mit dem Thema immer wieder operierenden 68er-Bewegung. Allerdings entwickelte Lenz in den Jahren 1968 bis 1970 eine durchaus differenzierte Sicht auf die „verspäteten Revolutionäre“, die er auch in seinem 1973 folgenden Roman „Das Vorbild“ verarbeitete¹². Erst nach diesem vergleichsweise weniger erfolgreichen Buch, das dem pädagogischen Problem von Vorbildern gewidmet ist, schrieb Lenz das „Heimatismuseum“. Es war nicht zuletzt eine Reaktion auf „zum Teil erbitterte Angriffe“, die ihm sein Engagement für die sozialliberale Ostpolitik in den Vorjahren eingetragen hatte¹³.

Doch wo ist Lenz' „Heimatismuseum“ in der wechselhaften Erinnerungskultur des historischen deutschen Ostens während der ersten Nachkriegsjahrzehnte der Bundesrepublik zu verorten? Welche Reaktionen löste sein Erscheinen in einer Zeit aus, als sich die Rauchschwaden über den innenpolitischen Kampffeldern der Ostverträge noch nicht allenthalben verzogen hatten? Und welcher Stellenwert kommt dem Roman innerhalb der umfangreichen deutschsprachigen Belletristik zum Thema Flucht und Vertreibung zu? Bevor diesen Fragen aus Sicht des Zeithistorikers nachgespürt wird, sei zunächst skizziert, welche Geschichte(n) Lenz in seinem literarischen Panorama des alten Masuren erzählt hat.

Inhalt des Romans

Ort der Handlung ist die fiktive masurische Kleinstadt Lucknow, die unschwer als Lyck zu erkennen ist: der ostpreußische Geburtsort von Lenz, nur 20 Kilometer von der hier seit 1343 bestehenden Grenze zum polnischen Staatsgebiet entfernt. Zeitlich erstreckt sich der Roman von der späten Kaiserzeit und dem Ersten Weltkrieg über Weimarer Republik und Nationalsozialismus bis in die bundesrepublikanische Gegenwart hinein. Die Hauptperson ist Zygmunt Rogalla, der als Teppichweber einen für Masuren typischen Beruf ausübt. Zygmunt (gesprochen: „Siechmunt“) hat von seinem „Onkel Adam“ ein masurisches Heimatismuseum übernommen und es im Verlauf der Flucht 1945 zum Teil in den Westen retten können. In Egenlund, einem Ort an der Schlei in Schleswig-Holstein, baut er es neu auf, gerät indes in Konflikt mit Vertriebenenpolitikern, die das Museum zur kulturellen Untermauerung des politischen Anspruchs auf die alte Heimat nutzen möchten. Rogalla, dem das zuwider ist, zündet daraufhin sein Museum an, um die Zeugen der Vergangenheit „in eine endgültige, unwiderrufliche Sicherheit“¹⁴ zu bringen. Der selbst schwer Brandverletzte wird im Krankenhaus von dem in Westdeutschland geborenen Freund seiner Tochter besucht. Diesem versucht er seine Tat zu erklären, wozu er seine eigene Lebensgeschichte mit der Geschichte Masurens verknüpft.

Bereits Zygmunts Onkel Adam ist just in dem Augenblick, als er nach dem Ersten Weltkrieg Vorsitzender des Heimatvereins wird und seine Sammlungen im deutsch-polnischen Abstimmungskampf um die staatliche Zugehörigkeit Masurens 1920 gebraucht, um die deutsche Vergangenheit des Landes eindeutig nachzuweisen, einer tragischen Vergesslich-

¹² Baßmann, Siegfried Lenz, S. 191.

¹³ Schneiß, Flucht, S. 215.

¹⁴ Siegfried Lenz, Heimatismuseum, ungekürzte Taschenbuchausgabe München 1981 (zuerst Hamburg 1978), S. 655.

keit anheimgefallen. Sogar das Wort für den ostpreußischen Charaktervogel: „Storch“, will ihm nicht mehr über die Lippen kommen¹⁵. Für Adams Nachfolger als Museumsleiter, Zygmunt Rogalla, erfüllt die Heimatkunde nach frühkindlichen Verlusterfahrungen (früher Tod des Vaters, liebloser Großvater, kein eigenes Heim) zunächst auch eine existenziell-sinnstiftende Funktion. Die Wende zur völkischen Heimatideologie in den 1930er Jahren vollzieht er nicht mit, sondern sammelt weiterhin auch polnischsprachige Zeugnisse der masowischen Kultur, weshalb er immer wieder Konflikte auszutragen hat und sein Museum sogar für die Öffentlichkeit schließt, um es nicht zu einem nationalsozialistischen Grenzland-Museum verkommen zu lassen.

Vor der Flucht 1945 überlegt Zygmunt, alles „in seiner Vollständigkeit“ zurückzulassen¹⁶. Er nimmt aber dann doch Museumsgegenstände mit, nicht um „dereinst einen Anspruch begründen, ein Recht einklagen“ zu können: „vielmehr packte ich und legte alles zurecht, weil es einfach zu uns gehörte, zu unserer Gegend, zu unserem Leben, zu den gesicherten Erkenntnissen über uns selbst, mit deren Hilfe wir die krummen Pfade unserer Herkunft zurückverfolgen konnten“¹⁷. Zygmunt gelingt es zwar tatsächlich, einen Teil des Museums zu retten, Frau und Kind aber verliert er auf der dramatischen Flucht am Frischen Haff in einer Massenpanik – und wird sie nie wiedersehen. Seine Mutter versinkt mitsamt einigen Museumsstücken auf einem bombardierten Schiff.

Flucht und Heimatverlust werden im Roman lange vorbereitet, ja sie „erweisen sich insgesamt als unausweichliche Folge lange vorher getroffener Weichenstellungen“¹⁸. Nach der Vertreibung betrachtet Zygmunt Masuren als durch deutsche Schuld dauerhaft verloren¹⁹. Sein ostpreußischer Landsmann Simon Gayka ist anderer Ansicht, er meint zurück zu müssen, „weil alles auf uns wartet: die Bäume und Seen, und der Schloßberg und die Felder, und der alte Fluß, der die Flöße trägt“. Zygmunt aber entgegnet ihm: „wir werden nicht mehr dort erwartet, dort in Lucknow; die anderen, die uns hätten erwarten können, es gibt sie nicht mehr“²⁰.

Obwohl Zygmunt – und mit ihm Siegfried Lenz – die offiziellen Vertriebenenvertreter überwiegend negativ sieht, wird ein allzu pauschales Urteil vermieden. Ausgerechnet der Verbandsfunktionär und -schriftleiter Conny Karrasch, dessen Politik Zygmunt zum Brandstifter werden lässt, erscheint vordem in masurischer Zeit als bewunderter Jugendfreund des Protagonisten, ein Mensch mit Überzeugungen und Zivilcourage. Karrasch tritt für die Schwachen in der ostpreußischen Gesellschaft ein, nicht zuletzt für die Bewohner der polnischen Landarbeitersiedlung Klein-Grajewo. Auch weist er auf polnische Einflüsse in der Geschichte Masurens hin, warnt vor den „völkischen Seifensieder[n], die uns Reinigung und Hygiene bringen“²¹, und beteiligt sich später sogar am Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

Nach seiner Rückkehr aus mehrjähriger sowjetischer Kriegsgefangenschaft wird Karrasch im Westen Redakteur des Vertriebenenblattes „Lucknower Bote“. Er fördert die Arbeit des wieder gegründeten Heimatvereins und tritt schließlich sogar für die Wahl des ehemals

¹⁵ Vgl. die Szene bei Lenz, Heimatmuseum, S. 252, in der es allerdings nicht um den Weißstorch geht, sondern um den ebenfalls in Ostpreußen vorkommenden, sehr seltenen Schwarzstorch.

¹⁶ Lenz, Heimatmuseum, S. 540.

¹⁷ Ebenda, S. 537.

¹⁸ Schneiß, Flucht, S. 227.

¹⁹ Vgl. Lenz, Heimatmuseum, S. 569.

²⁰ Ebenda, S. 649.

²¹ Ebenda, S. 285.

führenden regionalen NS-„Statthalters“ Reschat zu dessen Vorsitzendem ein. Dass Karrasch auf dem „Recht auf die Heimat“ besteht, weil jeder dies müsse, dem „an der Erhaltung des Friedens gelegen“ sei²², hat die Lenz-Exegeten immer wieder beschäftigt. Wie ist Conny Karraschs „Wandlung“ zu verstehen? Waren es schlimme Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft? Hatte er dort die glühende Heimatliebe seiner ungarischen Mithäftlinge schätzen gelernt? Deutete nicht schon Karraschs Privatleben als Hagestolz auf eine gewisse Bindungslosigkeit hin? Und hatte er nicht bereits in frühen Lucknower Jahren das schwedische Haparanda als utopischen Zufluchtsort ins Auge gefasst und projizierte nun einfach seine Hoffnungen auf das verlorene, unerreichbare Masuren?²³ Oder wollte Lenz an der Figur des Karrasch zeigen, dass der Hang zu „Einseitigkeit und Übersteigerung“²⁴ sowohl positive (Widerstand gegen das „Dritte Reich“) wie negative Folgen (Engagement für eine verlorene Sache) zeitigen könne? Vielleicht haben aber eher jene recht, die in Karrasch den Rationalisten durch und durch sehen, der den kollektiven Verlust der Heimat für sich selbst als unbegründet ablehnte, weil er persönlich in der NS-Zeit integer geblieben war²⁵.

Lenz macht es sich mit dem Begriff der „Heimat“ jedenfalls nicht leicht, die Auseinandersetzung damit bildet den eigentlichen Schwerpunkt des Romans, der sich sogar als eine „kritische Rehabilitierung dieses Themas“ lesen lässt²⁶. Der nach dem Museumsbrand im Krankenhaus liegende Zygmunt weiß wohl, dass das Wort Heimat „mißbraucht wurde, so schwerwiegend mißbraucht, daß man es heute kaum ohne Risiko aussprechen kann“. Auch sieht er, „daß es in einer Landschaft aus Zement nichts gilt, in den Beton-Silos, in den kalten Wohnhöhlen aus Fertigteilen“²⁷. Das alles zugestanden, stellt er seinem Zuhörer am Krankenbett dennoch die rhetorische Frage: „[...] was spricht denn gegen den Versuch, dieses Wort von seinen Belastungen zu befreien? Ihm seine Unbescholtenheit zurückzugeben?“²⁸ Denn Heimat, das ist für Zygmunt alias Lenz der „Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja, selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: wiedererkannt, und das heißt: aufgenommen werden [...]“²⁹.

Konkreter und noch politischer wird die Botschaft von Lenz in den persönlichen Bemerkungen des Regierungsvertreters bei der Einweihung des wiedererrichteten Heimatmuseums. Da ist von Verbannung, Vertreibung und Exil als weltweiter Erfahrung die Rede: „Nach biblischen Taifunen, nach blinden Zorn- und Tobsuchtsanfällen der Geschichte habe es für viele, die verstreut und weggeschwemmt wurden, keine Rückkehr gegeben; jeder respektierte ihre Trauer über das Verlorene.“ Aber die Vertriebenen, so der Rat, soll-

²² Ebenda, S. 594.

²³ Vgl. Schneiß, *Flucht*, S. 235f.

²⁴ Ebenda, S. 236.

²⁵ Wilhelm H. Grothmann, Zum mythologischen Heimatbegriff in Siegfried Lenz' „Heimatmuseum“, in: *Neophilologus* 74 (1990), S. 577–590, hier S. 578f.

²⁶ Schneiß, *Flucht*, S. 228.

²⁷ Lenz, *Heimatmuseum*, S. 120. Damit ist einer der beiden Mythen angesprochen, mit denen Masuren in der Literatur klassischerweise verbunden wird, nämlich Agrarromantik und Zivilisationsflucht. Nicht die Zivilisation, sondern die Natur bildet das Zentrum dieser masurischen Welt. Der zweite Masuren-Mythos ist – nach der polnischen Literaturwissenschaftlerin Magdalena Sacha – jener vom verlorenen Paradies, von der idyllischen Arkadie der Kindheit. Vgl. Magdalena Sacha, *Topos Mazur jako raju utraconego w literaturze niemieckiej Prus Wschodnich*, Olsztyn/Allenstein 2001, S. 129.

²⁸ Lenz, *Heimatmuseum*, S. 120.

²⁹ Ebenda.

ten ihre Orientierung nicht nur in der Vergangenheit suchen, sondern „die Sehnsucht nach der alten Heimat in neuer Nachbarschaft aufgehen [...] lassen“³⁰. Polnischen Besuchern gegenüber betont Zygmunt (vor dem Brand) die Gemeinsamkeit beider Völker am „geschichtlichen Untergrund“³¹ Masurens: Ein Museum könne die Einsicht befördern helfen, dass Weltkunde mit Heimatkunde beginne.

Lenz lehrt kein „Hände weg“ vom Thema der verlorenen Heimat. Sein Verständnis von Heimat gründet vor allem auf Erinnerung, „und diese steht im Roman in vielfacher Weise gegen Vergeßlichkeit“³². Das mancherorts aufkommende Missverständnis, sein Buch sei eine Aufforderung zum Abfackeln ostdeutscher Heimatstuben, hat Lenz denn auch entschieden zurückgewiesen³³. Zygmunt Rogalla bekommt, nachdem er von seiner „letzten Freiheit“³⁴ Gebrauch gemacht und das Feuer gelegt hat, hinterher mit jedem Tag mehr Zweifel, ob sein Tun richtig war oder nicht doch „ein zu gewaltsames Aufräumen [...], eine zu weit gehende Amputation“³⁵. Diese Mehrdeutigkeit ist es nicht zuletzt, die dem Roman seine Spannung verleiht – und die ihn auch bis zu einem gewissen Grad „anschlussfähig“ und lesenswert macht für ein breites Publikum vom konservativeren, mit dem Heimatverlust noch immer ringenden Vertriebenen bis zum entschiedenen Anhänger der sozialliberalen Ostpolitik.

Ein Schelm, wer dabei auch an Lenzens „wirkungsvollen Pakt mit dem Leser“ denkt, zu dem sich der Erfolgsautor schon lange bekannte. Bücher „gegen das Publikum“ zu schreiben, versagte sich der große Ostpreuße. Von schreibenden Generationsgenossen, die den Leser um jeden Preis schockieren wollten, distanzierte er sich 1962 bei der Entgegennahme des Literaturpreises der Stadt Bremen ausdrücklich. Statt die „Wonnen der Brückierung“ zu genießen, sah Lenz den Schriftsteller als „eine Ein-Mann-Partei“, die für eigene Überzeugungen „möglichst viele Gleichgesinnte zu werben versucht“³⁶. Literarische Werbung mittels eines masurischen Heimat-Romans war allerdings nicht unbedingt ein leichtes Unterfangen, hatte der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik doch nur mühsam Platz gefunden.

Vertriebenenpolitik und Erinnerungskultur in der Bundesrepublik

Lenz äußerte sich auch zu dieser generellen Problematik als politisch engagierter Zeitgenosse. Einen wesentlichen Grund dafür, dass der Verlust des deutschen Ostens ein so bitterer, „ein langandauernder, ein gestreckter“ wurde, sah Lenz Ende 1970 in den „Illusionen, die man vielen einpflanzte“, und „den schlimmen Verheißungen, die man jahrelang sonntags verkündete. Die vielen, die ein Recht auf ihren Schmerz über das Verlorene haben“,

³⁰ Ebenda, S. 600.

³¹ Ebenda, S. 642.

³² Vgl. Schneiß, *Flucht*, S. 240.

³³ Kulturpolitische Korrespondenz, Nr. 357, 5. 12. 1978, S. 7–10, zit. nach Schneiß, *Flucht*, S. 217.

³⁴ Lenz, *Heimatomuseum*, S. 655.

³⁵ Ebenda, S. 339. Das Museum war ja zwischenzeitlich nicht mehr nur das Privateigentum Rogallas, und zudem hatte er damit auch seiner Familie das Zuhause genommen.

³⁶ Marcel Reich-Ranicki, Siegfried Lenz. Die Ein-Mann-Partei. Eine Jubiläumsrede, in: Rudolf Wolff, Siegfried Lenz. Werk und Wirkung, Bonn 1985, S. 8–13, hier S. 10. Mit einem anderen Pragmatiker in der Sphäre der Politik, dem Sozialdemokraten Helmut Schmidt, war Lenz übrigens seit den frühen 1960er Jahren gut befreundet. Vgl. Helmut Schmidt, *Weggefährten. Erinnerungen und Reflexionen*, Taschenbuchausgabe Berlin 1998, S. 117ff.

seien, so der Schriftsteller, „hinhaltend getäuscht“ worden³⁷. Daran ist manches richtig. Das Tragische ist nur, dass diese Täuschung vielleicht unvermeidlich war, notwendig, um mit einem so „ungeheuren Verlust“³⁸ fertig zu werden: Den Heimaten von zehn Millionen Menschen, die sieben, acht Jahrhunderte lang, nicht anders als Oberbayern oder das Oldenburger Land, prägende Elemente im Mosaik der deutschen Kulturnation waren. Nicht nur Städte und Provinzen hatte Deutschland mit dem Untergang des Reiches verloren, sondern – der schlesische Schriftsteller Horst Bienek hat es einmal treffend formuliert – auch „seelische Landschaften“³⁹.

War ein schneller, glatter Strich unter diese Vergangenheit überhaupt möglich? Oder war ein Abschied auf Raten – Potsdamer Protokoll 1945, Warschauer Vertrag 1970 und Zwei-plus-Vier-Abkommen 1990 – nicht doch eher geeignet, die Abschiedsschmerzen erträglich zu halten? Erträglich und vor allem auch demokratieverträglich! Denn anders als die Ulbricht-Diktatur, die schon 1950 die „Friedens- und Freundschaftsgrenze“ an Oder und Neiße anerkannte, hatte die Bundesrepublik und hatten auch ihre demokratischen Parteien Rücksichten zu nehmen auf Millionen Vertriebenenwähler – gerade um nach den Weimarer Erfahrungen nicht abermals einen systemgefährdenden Rechtsextremismus entstehen zu lassen. Solange aber viele Vertriebene sich sozial und wirtschaftlich nicht hinreichend integriert sahen, mochten sie die Hoffnung auf Rückkehr nicht ganz aufgeben, und zumindest in der Konstellation des amerikanisch-sowjetischen Blockgegensatzes schien bis in die 1960er Jahre hinein manchen manches möglich.

So wurden im Bund der Vertriebenen (BdV) in den frühen 1960er Jahren „umfangreiche Berechnungen über die Aufnahmekapazität der Oder-Neiße-Gebiete“ angestellt, um zu beweisen, dass dort „Platz für Deutsche und Polen“ sei⁴⁰. Der CDU-Bundestagsabgeordnete und spätere BdV-Präsident Herbert Czaja richtete 1966 in diesem Sinne auch ein vertrauliches Schreiben an den Vorsitzenden seiner Bundestagsfraktion, Rainer Barzel. An eine Rückgliederung der Ostgebiete im Sinne einer nationalstaatlichen Restauration sei nicht zu denken, im Rahmen einer langfristig positiven Entwicklung der europäischen Einigung müsse aber „die Wiederherstellung der personellen und räumlichen Präsenz der Deutschen in den umstrittenen Gebieten oder Teilen dieser Gebiete ohne deren Anschluß an einen deutschen Nationalstaat“ geprüft werden⁴¹.

Nach Auffassung des BdV-Experten Matthias Stickler liefen die „im Grunde zukunftsweisenden Pläne“ Czajas, die „keinen Schlußstrich unter 800 Jahre deutsche Geschichte östlich von Oder und Neiße“ als Preis für den Krieg, sondern „einen Neuanfang auf der Basis eines gleichberechtigten Miteinanders und eines gerechten Ausgleichs der Gegensätze“ erstrebten, den Grundideen der „neuen Ostpolitik“ zuwider und wurden von ihr konterkariert⁴². Doch waren die „aus echter christlich motivierter Versöhnungsbereitschaft“⁴³ resultieren-

³⁷ Die Zeit, 18. 12. 1970.

³⁸ Den Begriff prägte der Deutschamerikaner Helbig mit Bezug auf ein Wort des Schweizer Schriftstellers Max Frisch, der 1948 Schlesien besucht und die in polnische Hände übergegangenen deutschen Ostgebiete in seinem Tagebuch als „das ungeheure Geschenk“ bezeichnet hatte. Heinz Piontek (Hrsg.), Augenblicke unterwegs. Deutsche Reiseprosa unserer Zeit, Hamburg 1968, S. 115.

³⁹ Horst Bienek (Hrsg.), Schlesischer Bilderbogen, Berlin 1986 (Umschlagtext).

⁴⁰ Matthias Stickler, Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch. Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949–1972, Düsseldorf 2004, S. 367.

⁴¹ Ebenda, S. 368.

⁴² Ebenda, S. 397.

⁴³ Ebenda.

den Überlegungen des Katholiken Czaja auch realistisch – angesichts der zukunftsweisen- den Entscheidung der deutschen Heimatvertriebenen in ihrer Stuttgarter Charta von 1950, auf Gewalt zur Durchsetzung des Rechts auf die Heimat zu verzichten? Es war jedenfalls fraglich, ob selbst ein post-kommunistischer polnischer Staat der „Wiederherstellung der personellen und räumlichen Präsenz der Deutschen“ aus freien Stücken im Rahmen einer wie immer gestalteten europäischen Lösung zustimmen würde. Und für die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges, nicht nur für die Sowjetunion, galt Ähnliches.

Vor dem Hintergrund der kaum hoch genug zu schätzenden Bereitschaft der deutschen Vertriebenen, ihre heimatpolitischen Ziele ausschließlich mit friedlichen Mitteln zu verfolgen, und der daraus folgenden faktischen Unmöglichkeit, diese wirklich zu erreichen, sind die von Lenz kritisierten Sonntagsreden wohl nicht so sehr als Akt politischer Täuschung zu verstehen. Sie waren eher psychologisch zu verstehen als eine Art von Selbsttäuschung. Existenziell bedroht konnte sich von den ostdeutschen Landsmannschaften nur der fühlen, der sich bedroht fühlen wollte. Über den in einer Demokratie legitimen zivilgesellschaftlichen Protest gegen außenpolitische Grundsatzentscheidungen hinaus überschritten die organisierten Vertriebenen selbst in der Zeit der Ostverträge nie die Schwelle zur Gewalt. Gewiss gab es inakzeptable Töne wie die Forderung nach Gefängnisstrafen für „Verzichtpolitiker“⁴⁴. Doch von Flugzeugentführungen schlesischer Extremisten zur Erpressung politischer Verantwortungsträger in Warschau oder Bonn war nicht einmal in Romanen fantasiebegabter Science-Fiction-Autoren die Rede.

Das mag man für selbstverständlich halten, doch schon der Blick nach Palästina zeigt, welche Richtung ein ungelöstes Flüchtlingsproblem nehmen kann. Andere Blicke über den nationalen Tellerrand hinaus, etwa auf die französische Elsass-Lothringen-Politik nach 1871, den japanischen Kurileninsel-Revisionismus nach 1945 oder die seit dem Ende des Salpeterkrieges 1884 schon weit über 100 Jahre anhaltenden Ansprüche Boliviens auf seine verlorene Pazifikprovinz in der Atacama-Region, berechtigen zu der Aussage, dass in der Weltgeschichte kaum ein Gebietsverlust – noch dazu dieser Größenordnung – geräuschloser „abgearbeitet“ wurde als der des deutschen Ostens durch die Bundesrepublik nach 1945. Ohne die zumindest unterbewusste Empfindung der wegen ihrer NS-Vergangenheitsverdrängung so oft gescholtenen Bundesdeutschen, einen Preis für die Mitverantwortung an den Verbrechen des „Dritten Reiches“ zahlen zu müssen, wäre dieser Vorgang wohl schwerlich zu erklären.

Dieses Bewusstsein war zunächst zwar erst diffus vorhanden, doch über mehrere Etappen, angefangen mit dem Luxemburger Abkommen zur sogenannten „Wiedergutmachung“ mit Israel und der Jewish Claims Conference 1952 bis zur Intensivierung des Schuld-Diskurses seit den späten 1950er Jahren, wurde auch für die breite bundesdeutsche Öffentlichkeit immer deutlicher, dass während der NS-Zeit unsäglich Verbrechen nicht nur „im deutschen Namen“, sondern von Deutschen verübt worden waren. Dass dabei der Völkermord an den europäischen Juden im Vordergrund stand und nicht die Verbrechen in Polen und in der Sowjetunion erschwerte die Anerkennung der deutschen Gebietsverluste im Osten eher. Unabhängig davon blieb freilich auch das Grundproblem, dass prinzipiell kein Verbrechen, und sei es noch so groß, ein weiteres, kleineres Verbrechen legitimieren kann, und ethnische Säuberungen kein Mittel der Politik sein dürfen. Konnte, wem die Ächtung von Vertreibung weltweit ein Anliegen war, die Zwangsmigration der

⁴⁴ Vgl. Manfred Kittel, *Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961–1982)*, München 2007, S. 171.

Deutschen aus Ostmitteleuropa einfach akzeptieren? Allerdings riet die (außen-)politische Vernunft, je länger das Unrecht der Vertreibung zurücklag, desto mehr dazu, das Rad der Geschichte nicht mehr zurückzudrehen und im Bewusstsein der ganzen Dimension der NS-Verbrechen den Heimatverlust hinzunehmen. Hier liegt im Übrigen auch ein wesentlicher Unterschied zu den Palästinensern, die gegenüber den Israelis vor ihrer Vertreibung nicht entfernt in diesem Ausmaß schuldig geworden waren.

Vor dem Hintergrund dieser politisch und moralisch komplexen Problematik lässt Lenz den Regierungsvertreter bei der Eröffnung des Museums in Schleswig-Holstein folgende Äußerung tun: „Schon sind Zehntausende von Polen in Masuren geboren, Menschen, die dieses Land nun als ihre Heimat ansehen, ansehen müssen: sollte ihnen denn nach gewaltsamer Rückkehr die Heimat abgesprochen werden?“⁴⁵ Wen Lenz damit konkret meinte – außer einigen Radikalinski außerhalb des demokratischen Parteienspektrums –, ist angesichts des eindeutigen Gewaltverzichts der Stuttgarter Charta zwar nicht ganz klar. Offensichtlich ist aber, dass jenseits von internationaler Politik und Völkerrecht vor allem auch der Faktor Zeit über das Schicksal der alten Heimat entschied, die mit wachsendem Abstand zum Jahr 1945 für Polen, Russen und Litauer ebenso mehr und mehr zu einer neuen Heimat wurde wie die westdeutschen Aufnahmeregionen für die vertriebenen Ostdeutschen.

Das historische Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Deutschland- und Ostpolitik vom Juli 1973 mit seinem Beharren auf den Grenzen von 1937 war insofern nur noch ein letztes Palliativum, um den definitiven Untergang des deutschen Ostens in der Wahrnehmung zu lindern. Als Verhandlungsmasse bei der Wiedervereinigung der westlichen und mittleren Teile des 1945 zerstörten Staates 1990 noch einmal von Bedeutung, stellte das juristische Offenhalten der Oder/Neiße-Frage für den, mit Lenz zu reden, „immateriellen Erinnerungsanspruch“ in den 1970er Jahren zugleich jedoch eine erhebliche Erschwernis dar.

War man sich vor der neuen Ostpolitik von der CSU bis zur SPD im Wesentlichen darin einig, die Erinnerung an Schlesien, Hinterpommern, Ostpreußen und Ostbrandenburg auch zwecks Untermauerung des territorialpolitischen Anspruchs zu pflegen und der nationalkommunistischen Legende von den „wiedergewonnenen Gebieten“ Polens notfalls mit deutsch-nationalen Argumenten zu begegnen, so änderte sich dies nun grundlegend. Gegen bloß museale ostdeutsche Kulturarbeit – mit der Tendenz „verlorene Heimat, Heimat ohne deutsche Präsenz in alle Zukunft“⁴⁶ – wandte sich der als Nachfolger eines Sozialdemokraten zum BdV-Präsidenten gewählte Christdemokrat Herbert Czaja in den Jahren nach Abschluss der Ostverträge immer wieder.

Ein Günter Grass bekannte sich dagegen in aller Klarheit zu seinen mit der sozialliberalen Entspannungspolitik vereinbaren, dezidiert nicht revisionistischen, rein erinnerungskulturellen Plänen. Er plädierte 1970 dafür, das „was an kultureller Substanz in der Bundesrepublik ein Kümmerdasein fristet [...], ohne Emotionen, dafür mit wissenschaftlichem Anspruch“ zu sammeln, zu ordnen und darzustellen. Bei dem im vollen Gang befindlichen Ausbau des Hochschulwesens in den Ländern der Bundesrepublik sollten „Institute für Ostpreußen, Pommern und Schlesien“ geschaffen, Dialektforschung betrieben, die „literaturfähigen Dialekte [...] erhalten“ und so „die kulturelle Substanz dieser Provinzen“ gerettet werden⁴⁷. „Wir haben“, so formulierte es der Schriftsteller mit explizitem Vorwurf

⁴⁵ Lenz, Heimatmuseum, S. 600.

⁴⁶ So Czaja beim BdV-Mitarbeiterkongress am 3.5.1975. Deutscher Ostdienst, Nr. 10, 1975, S. 2.

⁴⁷ Kittel, Vertreibung der Vertriebenen?, S. 107.

an allzu passive frühere Bundesregierungen, „die drei ostdeutschen Provinzen zweimal verloren“, zunächst geographisch durch den selbst verschuldeten Krieg, dann aber nochmals aufgrund von Versäumnissen der Nachkriegszeit⁴⁸.

Vielen der konkreten Forderungen von Grass konnten eigentlich auch Czaja und die Landsmannschaften zustimmen. Doch die im Zuge der neuen Ostpolitik extrem erweiterten Gegensätze zwischen linken und konservativen Vertriebenen ließen die Gemeinsamkeiten aus dem Blick geraten und die Unterschiede dominant werden. Auch wer nichts weiter wünschte, als dem historischen deutschen Osten einen angemessenen Platz im kollektiven Gedächtnis der Nation einzuräumen – ohne revisionistischen Träumen nachzuhängen –, setzte sich von nun an leicht dem Verdacht aus, damit die Gültigkeit der Ostverträge prinzipiell in Frage zu stellen und als „kalter Krieger“ den Versöhnungsprozess mit den östlichen Nachbarn torpedieren zu wollen. Wem auf der anderen Seite Moskauer, Warschauer und Prager Vertrag ein besonderes Herzensanliegen waren, der neigte oft mehr und mehr dazu, die Erinnerung an Vertreibung und „deutschen Osten“ auszublenden und Breslau womöglich nur noch Wrocław zu nennen, schon um sich von denen abzugrenzen, die mit der ostdeutschen Kulturpflege doch wohl vor allem revanchistische oder zumindest revisionistische politische Ziele verfolgten⁴⁹.

Zeitgenössische Reaktionen auf den Roman

Angesichts des Ende der 1970er Jahre nach wie vor, ja mehr denn je, schwierigen Umgangs mit dem historischen deutschen Osten durfte man gespannt sein, welche Reaktionen Lenz' „Heimattmuseum“ hervorrufen würde. Dabei ist allerdings im Auge zu behalten, dass die neue Ostpolitik keineswegs ausschließlich negative Auswirkungen auf die Erinnerungskultur um Flucht und Vertreibung hatte, sondern dem Thema auch eine neue öffentliche Aufmerksamkeit bescherte. Verstärkt wurde das neue Interesse durch die verbesserten Reismöglichkeiten und den einsetzenden „Heimwehtourismus“, der Hunderttausende in die verlorene Heimat führte: „Das Thema bot sich gleichsam zur literarischen Bearbeitung an und wurde von vielen Autoren, nicht nur von ostdeutschen, aufgegriffen.“

So erreichte ab Mitte der 1970er Jahre die wachsende „Literatur vom ostdeutschen Heimatverlust“, gemessen an Zahl und Auflage, ihren Höhepunkt⁵⁰. Die erfolgreichen Unterhaltungsromane Arno Surminskis („Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“, 1974), Christine Brückners über Pommern („Jauche und Levkojen“, 1975; „Nirgendwo ist Poenichen“, 1977) oder Leonie Ossowskis über Schlesien („Weichselkirschen“, 1976) sprachen weite Leserkreise an. Aber auch Werke mit hohem literarischem Anspruch wie die ersten Bände der Gleiwitz-Tetralogie aus der Feder des Oberschlesiers Horst Bienek („Die erste Polka“, 1975; „Septemberlicht“, 1977) sorgten für Aufsehen.

Ein vergleichbares Echo wie das „Heimattmuseum“ von Lenz, das bereits im kurzen ersten Erscheinungsjahr ab Herbst 1978 eine Auflage von einer Viertelmillion erzielte⁵¹, hatte keines dieser früheren Bücher über den verlorenen Osten gefunden. Doch hatten sie

⁴⁸ Der Spiegel, Nr. 40, 1970, S. 115.

⁴⁹ Vgl. auch Kittel, Vertreibung der Vertriebenen?, S. 106.

⁵⁰ Schaal, Jenseits von Oder, S. 110.

⁵¹ Ebenda, S. 114. Das leinengebundene Buch kostete übrigens den damals durchaus stattlichen Preis von 35 DM.

den Erfolg des Lenz-Romans mit vorbereitet. Hinzu kamen die starke Präsenz von Autor und Werk in den Medien und vor allem auch in den immer wichtiger gewordenen Fernsehkanälen. Im führenden Feuilleton der Republik, dem der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, begann bereits im Juni 1978 ein Abdruck des Romans, der bis Anfang Dezember dauerte. Das Blatt gab mit folgenden Worten den Ton für die Rezeption des im Herbst erscheinenden Buches vor: „Dieser Roman von Siegfried Lenz ist gewiß sein reifstes und am sorgfältigsten gearbeitetes Werk. [...] Dies ist sein Beitrag zur Heimatkunde, die Beschwörung eines verlorenen Landes.“⁵²

Ähnlich euphorisch urteilte bald die *Welt am Sonntag*: „Das Beste von Lenz, ein Buch das dauern wird, über Generationen hinaus“, oder die Zürcher *Weltwoche*: „Ein großer Roman, in dem die fragile Balance zwischen Heimatbewußtsein und Heimmattümelei gemeistert wird.“⁵³ Selbst jene Kritiker, die wie Horst Bienek in der *Zeit* oder Peter Wapnewski im *Spiegel* literarische Schwächen des Romans monierten, etwa den „häufigen Rückfall in die konventionelle Behäbigkeit der Charakterisierung“⁵⁴, kamen zu einem mehr (Bienek) oder weniger (Wapnewski) positiven Gesamturteil. Das „Heimatismuseum“, so Bienek, habe ein „gewichtiger“ Lenz geschrieben, „ein politischer, ein engagierter und enragierter“, einer, der keine Heimweh-Literatur schreibe, sondern den Verlust begründe und „in der Geschichte nach den Wurzeln“ suche, „um daraus Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen“⁵⁵.

Mit am wenigsten Gnade fand Lenz vor den Augen des Kritikers der *Süddeutschen Zeitung*. Denn nach Albert von Schirnding führte Lenz „nicht nur eine glückliche Ehe mit der epischen Muse“, sondern unterhielt „auch eine unglückliche Liebe zur Erkenntnis“. Er wolle am Faden seiner Erzählung strittige Themen aufgreifen, doch was er an dialektischer Begrifflichkeit zum Thema Heimat auf- und anbiete, erreiche nur „knapp das Niveau eines mittleren Schüleraufsatzes“. Die Motivation für Rogallas Brandstiftung kam Schirnding „platt“ vor, die These von der Heimat- als Weltkunde schien ihm nur einer dieser „wortreich geschürzten Argumentationsknoten, die sich, wenn man etwas fester an ihnen zieht, in ein gedankliches Nichts auflösen“. Wenn Schirnding im „Heimatismuseum“ nur einen „literarischen Maibaum von kolossaler Größe“ zu erblicken vermochte, so hatte dies auch damit zu tun, dass er auf seinem Arbeitsweg fast täglich an einem altbayerischen Maibaum vorbeikam, der ihm wegen der darauf angebrachten „Todesanzeige“: „Treu dem alten Brauch“ arg missfiel. Auch das „zünftige Treiben einheimischer Trachtenvereine“ hatte für den freien SZ-Mitarbeiter „seine Unschuld längst verloren“⁵⁶.

Ähnlich hart wie der SZ-Rezensent von links („Masurischer Teppich mit Rissen“), ging der Kritiker des *Ostpreußenblatts* von rechts mit dem „Heimatismuseum“ ins Gericht: „Das Neue an Lenz ist nicht gut – und das Gute ist nicht neu“⁵⁷. „Gerade wir Ostpreußen“, so hielt Paul Brock dem Schriftsteller entgegen, „verbinden mit dem Heimatbegriff – in allen seinen Formen und Phasen – eine alles umfassende Idee, die den ganzen Menschen ergreift“. Davon aber sei bei Lenz „weder im ‚Heimatismuseum‘ noch sonst irgendwann-irgendwo etwas zu spüren“. Das Werk gleiche einem „schillernden Gefäß, dem der Inhalt

⁵² So Maria Frise, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.6.1978, S. 21.

⁵³ Zit. nach der Verlagsanzeige in der *Süddeutschen Zeitung* vom 16./17.12.1978, S. 15.

⁵⁴ *Der Spiegel*, Nr. 34, 1978, S. 161.

⁵⁵ *Die Zeit*, Nr. 43, 20.10.1978.

⁵⁶ *Süddeutsche Zeitung*, 25./26.8.1978, S. 88 (Buch und Zeit).

⁵⁷ *Ostpreußenblatt*, Nr. 40, 7.10.1978, S. 11.

fehlt“. Dass all das, was „als sichtbares Zeichen von der verlassenen, verlorenen Heimat gerettet und übriggeblieben war“, in dem Roman „zu Asche“ geworden sei, fand Brock ganz unerträglich.

Auch konkrete historische Fehler warf er Lenz vor: die Legende vom Deutschen Orden, der die baltischen Ureinwohner vom Stamm der Pruzzen „mit Stumpf und Stil ausgerottet“ habe, oder den Namen des Protagonisten, Zygmunt, der den Schluss nahelege, dass es sich um einen „Mann slawischen, also polnischen oder zumindest masowischen Ursprungs“ handle. Dass die im späten Mittelalter nach Masuren eingewanderten Masowier, die ihren altpolnischen Dialekt bewahrten, aber die evangelische Konfession annahmen und im Laufe der Zeit eine preußische Identität entwickelten, bei Lenz „mit den Polen identisch“ seien, tadelte Brock ebenfalls heftig. Die wirkliche Siedlungsgeschichte, d. h. die gemeinsame „Aufsiedlung“ des vom Orden Ende des 13. Jahrhunderts eroberten Landes „durch deutsche Bauern und Bürger sowie durch masowische Einwanderer“ werde nicht deutlich genug⁵⁸.

So kritisch wie das *Ostpreußenblatt* urteilte aber keineswegs die gesamte Vertriebenenpresse. Was selbst Brock zustimmend registrierte: dass Lenz die Stadt Lyck alias Lucknow „und ihre Umgebung mit Wald und See [...] so liebevoll [...] geschildert“ hatte, machte für andere Ostpreußen die Schwächen des Romans mehr als wett. Immerhin war Lenz seit 1961 Kulturpreisträger der Landsmannschaft Ostpreußen, die ihn vor allem wegen seiner Suleyken-Erzählungen ausgezeichnet hatte. In dem vom Bund der Vertriebenen herausgegebenen *Deutschen Ostdienst* rezensierte der 1918 im ermländischen Allenstein geborene Schriftsteller und Übersetzer Georg Hermanowski das Buch⁵⁹. Auf Lenz' Kritik an Vertriebenenpolitikern ging er erst gar nicht negativ ein, sondern lobte vielmehr dessen „Sezierrmesser“: „die Schnitte mögen manchem wehtun, doch sie können heilsam sein“. Auch dass der Verfasser „mit Vehemenz [...] für die geschichtliche Wahrheitsfülle“ eintrat, „die in seinem Heimatmuseum gehütet werden muß“, fand Hermanowskis Zustimmung⁶⁰.

Im Blick auf die Tochter Zygmunt Rogallas, die dem Leser als Mitarbeiterin an einem masurischen Wörterbuch begegnet, freute sich der Rezensent, Masuren auch als Heimat einer jüngeren Generation gezeichnet zu finden: „Was ihr an Erinnerung fehlt, hat sie durch Einbildung ersetzt, durch Einbildung und gesammelte Kenntnisse. Möglicherweise bewahrt sie ein reineres Bild als wir Alten, die dort geboren sind.“⁶¹ Die von anderen Kritikern bemängelte, nur vage Kontur der meisten *dramatis personae* war für Hermanowski geradezu die notwendige Folge der größten Stärke des Buches: „Hauptperson dieses Romans ist Masuren, eine Landschaft, Heimat von Siegfried Lenz.“ Was der Schriftsteller gegenüber der Züricher *Weltwoche* ausgeführt hatte, nahm den Rezensenten vollends für Lenz ein: „Ich wollte die Herkunft verfolgen, erfragen, was Heimat darstellt, was Heimat ist. Ich wollte auch konservierend wirken: sichten, sammeln, aufheben und aufschreiben, was ein verlorenes Land alles umfing.“⁶²

Die zumindest teilweise wohlwollende Aufnahme des Romans im organisierten Vertriebenenbereich spiegelte sich auch in Besprechungen der vom Ostdeutschen Kulturrat her-

⁵⁸ Ebenda. Zur Geschichte Masurens: Andreas Kossert, *Masuren. Ostpreußens vergessener Süden*, Berlin 2001.

⁵⁹ Von Suleyken nach Lucknow. Zu Siegfried Lenz' neuestem Roman „Heimatmuseum“, in: *Deutscher Ostdienst*, Nr. 19, 14.9.1978, S. 7f.

⁶⁰ Ebenda, S. 8.

⁶¹ So zitierte Hermanowski wörtlich aus Lenz, *Heimatmuseum*, S. 141f.

⁶² *Deutscher Ostdienst*, Nr. 19, 14.9.1978, S. 7.

ausgegebenen *Kulturpolitischen Korrespondenz*⁶³ oder in der Verleihung des Andreas-Gryphius-Preises, mit dem die Künstlergilde Esslingen den Schriftsteller 1979 bedachte⁶⁴. Das war umso bemerkenswerter, als der Roman tatsächlich einige historische Überzeichnungen aufwies, etwa wenn die meisten deutschen Bewohner der Region Gayko, Lawrenz oder Michalzik heißen, die Angehörigen der polnischen Minderheit dagegen deutsch klingende Namen wie Gutkelch oder Niedermüller tragen⁶⁵. Lenz ging es aber wohl darum, darauf hinzuweisen, dass Kriterien ethnischer Herkunft für die „Nationalität“ in Masuren wenig besagten. Auf dieser Ebene liegt auch seine nur zu berechnete Kritik an der vom „Dritten Reich“ erzwungenen Änderung nicht hinreichend deutsch klingender masurischer Ortsnamen.

Zu dem Bild, das Lenz von den polnischen Landarbeitern, Holzflößern und Forstgehilfen zeichnet, hat Wolfgang Schneiß bemerkt: „Immer gilt: Sie tun Gutes und erleiden das Böse. Der Kriegsbeginn trifft sie nichtsahnend beim Gänsetransport, was man historisch bezweifeln muß.“⁶⁶ In der Szene geraten polnische Arbeiter in den deutschen Angriff auf Polen im September 1939 hinein, ihre Gänse werden bei einem Fliegerangriff verletzt und stieben blutbespritzt auseinander. „Weiß und Rot“, bemerkt Lenz unter Anspielung auf die polnischen Nationalfarben dazu, „Unschuld und Blut“⁶⁷. Dies entspricht ziemlich genau dem in der Romantik (Adam Mickiewicz) entstandenen Selbstbild des damals geteilten Polen als gekreuzigter „Christus der Völker“, das im kollektiven Gedächtnis der Nation lange nachwirkte, freilich seine eigene Problematik hat. Im Schlusskapitel treten am Heimatmuseum in Schleswig-Holstein aufgeschlossene polnische Fernsehleute auf, die bereits ein unverkrampftes Verhältnis zu Deutschland und zu den vormals deutschen Regionen pflegen. Bedenkt man allerdings den realen Umgang mit den „wiedergewonnenen Gebieten“ im nationalkommunistischen Polen der 1970er Jahre, so erscheint diese Darstellung, wie Schneiß kommentiert hat, doch „reichlich idealisiert“⁶⁸.

Wie ist zu erklären, dass manche Einseitigkeiten des Romans seine grundsätzlich wohlwollende Rezeption in Teilen des organisierten Vertriebenenmilieus nicht verhinderten⁶⁹? Vermutlich auch damit, dass nach der faktischen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesregierung die Zahl derer gewachsen war, die nicht mehr von einer Rückkehr der Ostgebiete zu Deutschland träumte oder anhaltende Hoffnungen angesichts der gesellschaftlichen Mehrheitsverhältnisse zumindest nicht mehr für realisierbar hielt und weniger hartnäckig auf national-deutschen Positionen insistieren zu müssen meinte. Und wer den materiellen Anspruch auf die Heimat aufgab, dem wurde der immaterielle Erinnerungsanspruch wichtiger denn je. Erinnerungskulturell indes hatte sich Lenz zweifelsohne größte Verdienste erworben, auch wenn man über manche seiner Bewertungen streiten mochte. Der berühmte Erfolgsautor hatte die westdeutsche Gesellschaft weit über den Kreis der Vertriebenen hinaus für das Thema interessiert. Mit zahlreichen, in der Re-

⁶³ Wolfgang Schwarz würdigte das „Heimatmuseum“ als das „beste Buch“ des „ostpreußischen Dichters“ Lenz. *Kulturpolitische Korrespondenz*, Nr. 354, 1978, S. 31.

⁶⁴ Schneiß, *Flucht*, S. 217. Die „Künstlergilde“ war 1948 am Neckar von kulturschaffenden Vertriebenen ins Leben gerufen worden.

⁶⁵ Schneiß, *Flucht*, S. 220.

⁶⁶ Ebenda, S. 221.

⁶⁷ Lenz, *Heimatmuseum*, S. 458.

⁶⁸ Schneiß, *Flucht*, S. 228.

⁶⁹ „Verblüffend“ fand es etwa auch Wagener, Siegfried Lenz, S. 87, dass Lenz mit dem Buch „bisher keine Kontroversen heraufbeschworen“ habe. Ebenda, S. 88.

gel nicht näher erläuterten masurischen Dialektwörtern stellte das „Heimatismuseum“ zugleich für die Leserschaft aus dem südlichen Ostpreußen ein spezielles Identifikationsangebot dar⁷⁰. Der Verfasser des Romans präsentierte sich als einer der ihren⁷¹.

Der Ort des „Heimatismuseums“ in der Vertreibungsliteratur

Wie ist der kritische Heimatroman von Lenz innerhalb der bundesdeutschen Vertreibungsliteratur zu verorten? Handelt es sich inhaltlich um einen „Ausreißer“ oder eher um ein typisches Produkt dieses Genres? Ein Jahr nach dem Erscheinen des „Heimatismuseums“ formulierte der Literaturwissenschaftler Jost Hermand 1979 in einem Beitrag über Darstellungen des Zweiten Weltkrieges die These, während des Kalten Krieges sei in der Bundesrepublik ein antikommunistischer Romantyp „Deutsches Leid im Osten“ entstanden. Werke dieser Art hätten sich des „alte[n] Trick[es]“ befleißigt, „einfach auf die Mitleids- und Tränendrüse zu drücken“ und „im Sinne der damals florierenden Vertriebenenverbände“ das Gefühl vermittelt, „nicht die Russen, Polen oder Juden, sondern allein die Ostdeutschen“ seien die Hauptleidtragenden des Zweiten Weltkrieges gewesen⁷². Schon der Begriff „Flucht und Vertreibung“ sei als Indiz für den Kalten Krieg zu deuten.

Vor Hermand hatten nicht zuletzt Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrer „Unfähigkeit zu trauern“ 1967 wirkungsgeschichtlich wichtige Betrachtungen zum Umgang mit dem Thema Vertreibung angestellt. Ohne konkreten Hinweis auf literarische Beispiele heißt es dort, viele Deutsche hielten es illusionärerweise für völlig berechtigt, „natürlich auch ‚Ansprüche‘“ auf die verlorenen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie zu haben⁷³. Einen 50-Jährigen zitieren die Mitscherlichs mit dem paradoxen Befund, dass in dessen Vorstellung „alles, was von deutscher Seite an Untaten und Zerstörung geschah [...] nur die notwendige Konsequenz des viel schrecklicheren Unrechts“ gewesen sei, „das dem deutschen Volk zugefügt wurde“⁷⁴.

Allerdings hätten die Mitscherlichs ihre Aussage „mit einiger Sicherheit modifizieren müssen“⁷⁵, wenn sie die bereits damals umfangreiche Vertreibungsliteratur wirklich gekannt hätten. Dies hat der deutsch-amerikanische Literaturwissenschaftler Louis Ferdinand Helbig in der bisher sorgfältigsten Untersuchung zum Thema aufgezeigt⁷⁶. Mit Flucht und Vertreibung haben sich nach seiner vorsichtigen Schätzung bis 1989 allein etwa hundert Autoren

⁷⁰ Schaal, Jenseits von Oder, S. 146.

⁷¹ Hinzu kam, dass die persönliche Sicht des Schriftstellers im Roman zwar stets deutlich wurde, er aber nicht nur „die einen reden läßt“, sondern oft „auch die Argumente der andern nicht unterschlägt“. So Horst Bienek in der Zeit, Nr. 43, 20. 10. 1978.

⁷² Jost Hermand, Darstellungen des Zweiten Weltkrieges, in: Ders. (Hrsg.), Literatur nach 1945 (I). Politische und regionale Aspekte, Wiesbaden 1979, S. 11–60 (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, 21), S. 31f.

⁷³ Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, München 1967, S. 12.

⁷⁴ Ebenda, S. 52.

⁷⁵ Helbig, Der ungeheure Verlust, S. 55.

⁷⁶ Nach Helbig ist dabei zwischen Vertreibungs- und Vertriebenenliteratur – ähnlich wie zwischen Exil- und Emigrantenliteratur – klar zu unterscheiden. Vertriebenenliteratur befriedige als Heimatliteratur der betroffenen Personen für betroffene Personen vornehmlich menschliche und erst in zweiter Linie literarische Bedürfnisse, sei „Gebrauchsliteratur innerhalb einer Gruppe“. Vertreibungsliteratur dagegen sei „wenigstens in ihrer Tendenz kritische Heimatliteratur“, verwende moderne Mittel der Darstellung und reflektiere, wie und weshalb die Heimat verloren wurde. Helbig, Der ungeheure Verlust, S. 62.

beschäftigt, darunter zwei Dutzend bedeutendere; „rund fünfzig ernstzunehmende Romane, weit über hundert Erzählungen und ebenso viele Kurzgeschichten, dazu eine unübersehbare Zahl von Einzelgedichten“ seien zu nennen⁷⁷. Neben Lenz und Günter Grass verweist Helbig auf Christine Brückner, Peter Härtling, Hugo Hartung, Kurt Ihlenfeld, Uwe Johnson, Heinz Piontek, Franz Fühmann und Christa Wolf. Weitere Namen kämen hinzu, wenn man auch Autoren wie Johannes Bobrowski hinzunähme, die sich zwar nicht direkt mit Flucht und Vertreibung, aber doch mit dem Thema „Osten“ beschäftigten⁷⁸.

Innerhalb des „vergleichsweise riesigen und inhaltlich ganz anders gelagerten Korpus der Vertreibungsliteratur“ seien die „wenigen übertrieben nationalistischen Vertreibungsromane“ prozentual von geringer Bedeutung⁷⁹. Als „potentiell gefährlich“⁸⁰ stuft Helbig bis 1978 nur drei Romane ein, nämlich Edwin Erich Dwingers „Wenn die Dämme brechen ... Untergang Ostpreußens“ (1950)⁸¹, Olga Barenyis „Prager Totentanz“ (1959)⁸² sowie Emmerich Vondrans „Ostpreußen im Fegefeuer. Ein Flüchtlingsroman in zwei Büchern“ (1974)⁸³. Die Werke sind aber im Übrigen auch ein Symptom für die ganze Komplexität des Phänomens Nationalismus, da zwei der Autoren selbst über einen multikulturellen biographischen Hintergrund verfügen: Bei Barenyi, die in ihrem Roman Verbrechen gegen Deutsche im Mai 1945 in Prag schildert, handelt es sich um eine mit einem Deutschen verheiratete Tschechin, bei Dwinger, der die „unmenschlichen Grausamkeiten“⁸⁴ der Roten Armee in Ostpreußen 1944/45 beschreibt, um den Sohn eines deutschen Soldaten und einer Russin.

Neben einem „minimalen Bodensatz“⁸⁵ findet sich in der Vertreibungsliteratur jedenfalls eine beachtliche Zahl wenn auch heute teils weniger bekannter Romane, die keineswegs der Kalten Kriegsbelletristik im Sinne Hermands entsprechen. So bedauerte der konservative, vom NS-Regime zeitweilig mit Schreibverbot belegte Österreicher Alexander Lernet-Holenia bereits in den 1940er Jahren in seinem Roman „Mars im Widder“⁸⁶ die Vertreibung polnischer Bauern nach dem deutschen Angriff 1939. Noch klarer als Lernet-Holenia äußerte sich der Niederschlesier Gerhart Pohl 1953 in seinem bewegenden Buch über die letzten Tage Gerhart Hauptmanns: „Viele Polen waren die unglücklichen Opfer des Hitlerschen Ausrottungsplanes geworden. Beinahe alle hatten schmerzliche Verluste in der Familie zu beklagen [...]“⁸⁷. In seinem zwei Jahre später erschienenen großen Roman „Fluchtborg“ (Berlin, 1955) nimmt Pohl „immer wieder durch handelnde Personen und erzählerische Reflexionen“ auch „auf das jüdische Schicksal Bezug“⁸⁸. Als letztes Beispiel sei nur noch Heinz Werner Huebners „Das Floß der Vertriebenen“ (München, 1954) genannt, das ausführlich auch auf die Opfer der polnischen

⁷⁷ Ebenda, S. 29.

⁷⁸ Ebenda.

⁷⁹ Ebenda, S. 92.

⁸⁰ Ebenda.

⁸¹ Erscheinungsort: Frankfurt am Main.

⁸² Erscheinungsort: München.

⁸³ Erscheinungsort: Osterzell.

⁸⁴ Hermand, Darstellungen des Zweiten Weltkrieges, S. 32.

⁸⁵ Helbig, Der ungeheure Verlust, S. 265.

⁸⁶ Erscheinungsort: Stockholm 1947 (zuerst 1941).

⁸⁷ Aber auch ihre späteren ostdeutschen Opfer, so fügte Pohl hinzu, seien persönlich schuldlos gewesen. Gerhart Pohl, „Bin ich noch in meinem Haus?“ Die letzten Tage Gerhart Hauptmanns, Berlin 1953, S. 52.

⁸⁸ Helbig, Der ungeheure Verlust, S. 59.

Bevölkerung eingeht⁸⁹. Und selbst der 1956 publizierte, von der Kritik bis heute als „sub-literarisch“ qualifizierte Roman des „08/15“-Erfolgsautors Hans Hellmut Kirst „Gott schläft in Masuren“ ist eine recht bittere Satire über die Herrschaft der Nationalsozialisten in einem masurenischen Dorf⁹⁰. Sie hat nicht unwesentlich „zu einem breiten Bekanntwerden und damit literarischen Überleben der Vertreibungsthematik beigetragen“⁹¹.

Bezieht man die literarisch anspruchsvollen Werke eines Lenz, Bienek oder Grass in die Gesamtbewertung mit ein, wobei „das Vertreibungsgeschehen als eines der zentralen Romanthemen“ der „Blechtrommel“ (1959) des Danzigers Grass merkwürdigerweise „lange Zeit ignoriert“⁹² wurde, so lässt sich dem Urteil Helbig zustimmen: Die Vertreibungsliteratur habe „durchaus völkerverbindende Zeichen gesetzt“⁹³ und wesentlich dazu beigetragen, „ein Wirksamwerden nationalistischer Zukunftsvisionen“ zu verhindern. Ihr sei es nicht in einem territorialen Sinne um das Land gegangen, sondern um „die Erinnerung an das Land“⁹⁴. Eine große Mehrheit der Autoren der Vertreibung empfand das dichterische Medium offensichtlich „weitgehend als nicht geeignet für einseitige Recht- oder Schuldzuweisungen“, stets mit Ausnahme des NS-Terrors. Gerade die besten Romane blieben vielmehr „im menschlichen Bereich ambivalent wie das Leben selbst“ und akzeptierten den Leser als letzte moralische Instanz⁹⁵.

Für das „Heimatismuseum“ von Lenz gilt dieser Befund in besonderem Maße. Wer den Roman heute liest, wird schmerzlich daran erinnert, dass zuerst mit der Vernichtung der europäischen Juden, dann mit der Vertreibung der Deutschen, jener integrativen Kräfte im Osten des alten Mitteleuropa, ein Netz zerriss, „an dem ein ganzer Kontinent Jahrhunderte gewoben hatte“⁹⁶. Das sich nach dem revolutionären Umbruch von 1989/90 neu formierende Ostmitteleuropa wird auf diese „einzigartige ethnische und kulturelle Symbiose [...] für immer“ verzichten müssen⁹⁷. Dennoch ist es für den Neuaufbau wichtig zu wissen, auf welchem Grund hier gebaut wird. Der Roman von Lenz gibt zudem eine Antwort auf die Frage, die der Schriftsteller in seiner Erzählung „Schwierige Trauer“ nur aufgeworfen hatte: „Wenn einst weder die Angehörigen der Erlebnissgeneration noch die materiellen Relikte der Vergangenheit Zeugnis von der alten Heimat ablegen können, dann wird die Erinnerung an den deutschen Osten dennoch fortbestehen – als vielstimmige Erzählung, die [...] auch zukünftigen Generationen von einem verlorenen Land künden wird.“⁹⁸

⁸⁹ Vgl. ebenda, S. 39.

⁹⁰ Vgl. hierzu auch Sacha, *Topos Mazur*, S. 129.

⁹¹ Helbig, *Der ungeheure Verlust*, S. 91. Ähnliches gilt wohl für den Illustriertenroman „Suchkind 312“ von Hans-Ulrich Horster (alias Eduard Rhein) über das Schicksal eines ostpreußischen Mädchens 1955.

⁹² Schaal, *Jenseits von Oder*, S. 115.

⁹³ Helbig, *Der ungeheure Verlust*, S. 265.

⁹⁴ Ebenda, S. 260. Die „Ansprüche“ seien ganz überwiegend nicht von Dwinger'scher Art, sondern „von Anfang an gerechter, humaner und stärker von Vergebung geprägt“ gewesen, als man bis heute anzunehmen bereit“ gewesen sei. Ebenda, S. 48.

⁹⁵ Ebenda, S. 23. Die „besseren Werke zum Thema“, so hat es auch der Germanist Wolfgang Schneiß (*Flucht*, S. 334) formuliert, seien allesamt in Distanz zu einer „nostalgisch-folkloristischen Isolation“ entstanden.

⁹⁶ Karl Schlögel, *Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang*, Bonn 2002, S. 81.

⁹⁷ Schneiß, *Flucht*, S. 334.

⁹⁸ Schaal, *Jenseits von Oder*, S. 183.